Ein Leben für die Kunst

Autor(en): **Guyer Wyrsch, Gertrud**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Nidwaldner Kalender**

Band (Jahr): **145 (2004)**

PDF erstellt am: **04.06.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-1033857

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

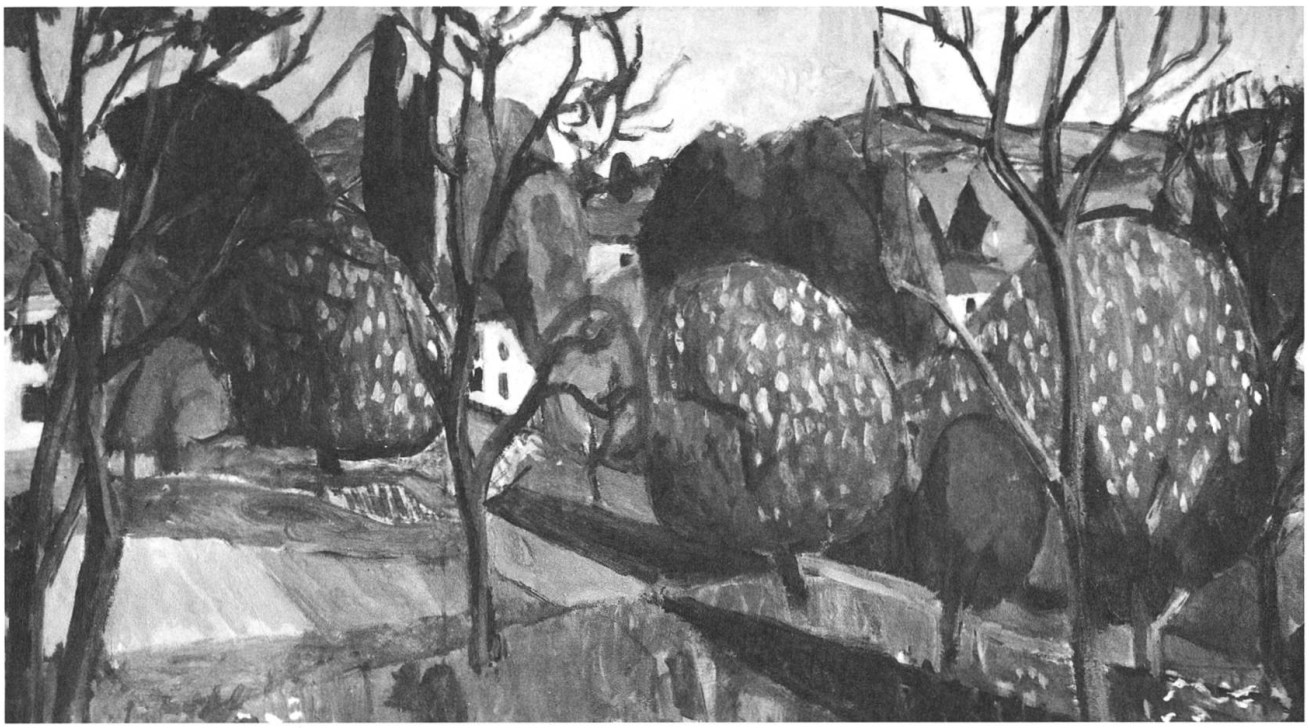
Ein Leben für die Kunst

Von Gertrud Guyer Wyrsch

In der Biographie von Robert Durrer, verfasst von Jakob Wyrsch, liest man von einem Briefwechsel mit dem Kunsthistoriker Samuel Guyer (1879–1951). Das war mein Vater. Er erforschte vor dem ersten Weltkrieg frühchristliche Architektur im vordern Orient und beteiligte sich an Ausgrabungen der Berliner Museen. Mit seiner Familie bewohnte er ein Gut am Rand der Julischen Alpen, nahe der Grenze Italien–Slovenien. Das Anwesen hatte er von seinem Grossvater geerbt, einem Schweizer, der in Triest als Kaufmann tätig war. Hier kamen meine beiden Schwestern zur Welt. Der Erste Weltkrieg zwang ihn zur Flucht in die Schweiz. Als Kunsthistoriker erhielt er Arbeit bei der Inventarisation der Kunstdenkmäler der Innerschweiz. Damals fand er eine günstige Wohnung in der Dépendance des Hotels Müller in Gersau. Dort kam ich als Nachzüglerin am 12.3.1920 zur Welt. Das war meine erste Begegnung mit der Innerschweiz in die ich nach gut 65 Jahren wieder zurückkehrte.

Mein Vater suchte sich aber einen Wohnhort, wo er Bibliotheken für seine Architektur-Forschung zur Hand hatte. Das war zuerst München (1922), dann bereits während des zweiten Weltkrieges Rom (1940) und schliesslich Florenz (1943). Diese Städte ermöglichten mir längere Studienaufenthalte. Die wechselnden Wohnorte bereiteten mir kein Ungemach. Auch später an weniger bekannten Orten lebte ich mich immer rasch und gut ein.

In München verbrachte ich meine Schulzeit und den Anfang meiner künstlerischen Ausbildung. Die grosse Stadt mit ihren vielen Museen wirkte für mich sehr anregend. Leider herrschte zu dieser Zeit das Nazi-Regime. Zum Beispiel verschwanden aus dem Lyzeum St. Anna 15 Mitschülerinnen jüdischer Herkunft spurlos. Auch in den Museen wurden die modernen, von mir so geliebten expressionistischen Bilder entfernt oder gar in die Ausstellung "Entartete Kunst" gehängt. Wie das enden müsse, ahnte die Bäckersfrau,



Berner Landschaft in Öl – 1950.

welche meine Mutter fragte, weshalb sie nicht mit "Heil Hitler", sondern mit "Grüss Gott" grüsste. Meine Mutter antwortete sie sei Schweizerin, worauf die Bäckersfrau nach kurzer Pause meinte "sans froh".

Trotz alle dem war die Jugend in München eine glückliche Zeit. Die Schulferien verbrachten wir meistens auf unserem oben erwähnten Gut, unserm geliebten Palli. Hier schuf ich in einer zauberhaften Landschaft meine ersten Aquarelle. Wir musizierten, schauspielerten, lasen, hatten Gäste, kurz es waren die prächtigsten Ferien, die man sich denken kann, nota bene ohne Radio, Telefon, elektrischem Licht; fliessendes Wasser hatten wir im nahen Bach. Noch vor Ausbruch des Kriegs konnten wir unser Haus bei München verkaufen und zogen, vorerst ohne den Hausrat mitnehmen zu können, nach Bern, der Heimat meiner Mutter.

Als Auslandschweizer waren wir besonders vaterländisch gesinnt. In München hatten wir das Hitler-Regime kennen gelernt. Aus patriotischer Haltung heraus meldete ich mich nach Kriegsbeginn zum Frauen-Hilfsdienst. Damals konnte ich nicht ahnen, dass ich einmal in Stans die Schöpferin der für den FHD werbenden Briefmarke, Annemarie von Matt, persönlich kennen lernen würde. Beim Fliegerbeobachtungsdienst wurde ich Telefonistin. Oft war ich dem Nachtdienst zugeordnet und konnte tagsüber malen und so meinem Hang zu künstlerischen Arbeiten nachgehen. Meine Neigung zur Kunst bereitete meinen Eltern keine Sorgen. Als Bub hätte ich gewiss einen Beruf erlernen müssen, der eine Familie erhalten kann. – Dennoch musste ich daran denken, finanziell unabhängig zu werden. So kam ich zum Buchhandel. Weil ich immer viel und gerne gelesen hatte und damit gewisse Voraussetzungen mitbrachte, fiel es mir leichter, mich einzuarbeiten. Neben dem Beruf bildete ich mich in der Kunstschule von Mühlenen, Bern, weiter. In der Buchhandlung gelang es mir, einen jährlichen unbezahlten einmonatigen Studienaufenthalt in der Provence und später in Paris zu erwirken.

Bald einmal vergrösserte sich mein finanzieller Spielraum. Der Besitz in Oberitalien wechselte zum 3. mal die Nation. Erst war es Österreich, dann Italien, dann Jugoslawien. Das Gut wurde enteignet und entschädigt. Auf mich entfiel ein Sechstel der Summe. Daraus kaufte ich eine Vespa und verwendete den Rest für meine Pariser-Aufenthalte.

Erst kam ich mit dem Malwerkzeug auf dem Velo rascher als zu Fuss zu den "Motiven". Dann vergrösserte die Vespa mein Umfeld bedeutend. So brauchte ich auf den Landstrassen nur zwei Tage

Zwischen mir und Diego unsere Tochter Anna, gegenüber ihr Mann André.

bis Paris. Übernachtet habe ich jeweils in Vézelay. Dort hörte ich einmal zufällig in der morgendlich lichtdurchströmten Kathedrale den Proben eines durchreisenden Bachchores zu. Ein unvergessliches Erlebnis. Gar manches mal brachte mich die Vespa auch zu meinem bevorzugten Reiseziel Südfrankreich.

Künstlerisch waren die fünfziger und sechziger Jahre in Bern eine sehr anregende Zeit. A. Rüdlinger gestaltete in der Kunsthalle richtungsweisende, hochbedeutende Ausstellungen. All diese Impulse nahm ich begierig auf und bildete mich weiter.

Seit 1950 konnte ich bei verschiedenen Gelegenheiten der GSMBA (Gesellschaft Schweizer Maler, Bildhauer und Architekten) ausstellen. Dort hatte ich erste aufmunternde Verkäufe zum Beispiel an die Städte Bern und Thun und an die Eidgenossenschaft.

In dieser Zeit lernte ich meinen Mann Diego Wyrsch kennen. Er war noch Student und spielte in einem Stück von Pablo Picasso in einem Berner Keller-Theater. Regie führte der, später als bildender Künstler berühmt gewordene Daniel Spörri. Unter den Mitwirkenden befand sich z.B. Meret Oppenheim und die Tänzerin Beatrice Tschumi.

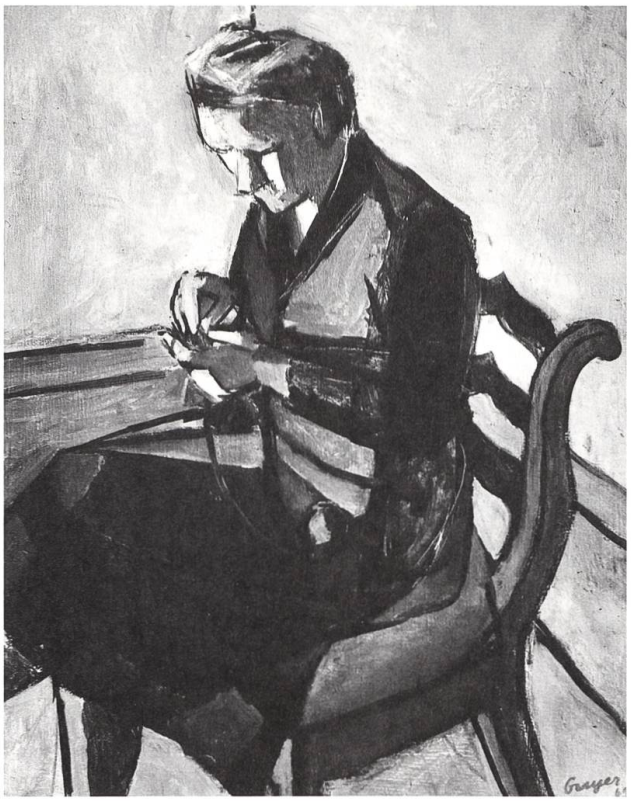
Bald entdeckte ich unsere gemeinsame grosse Liebe zu allem Mediterranen. Diese Einseitigkeit ist mir vielleicht angeboren als Erbe des Schweizer Urgrossvaters, der in Triest lebte. Ähnlich könnte es bei Diego sein. Er ist ein Enkel von nach Spanien ausgewanderten Schweizern, dessen Mutter in der Schweiz nie glücklich wurde.

Wir heirateten 1960. Die Arbeit in der Buchhandlung gab ich auf. Durch die Familie meines Mannes kam ich ein zweites Mal in enge Beziehung zur Innerschweiz, das heisst zu Nidwalden.

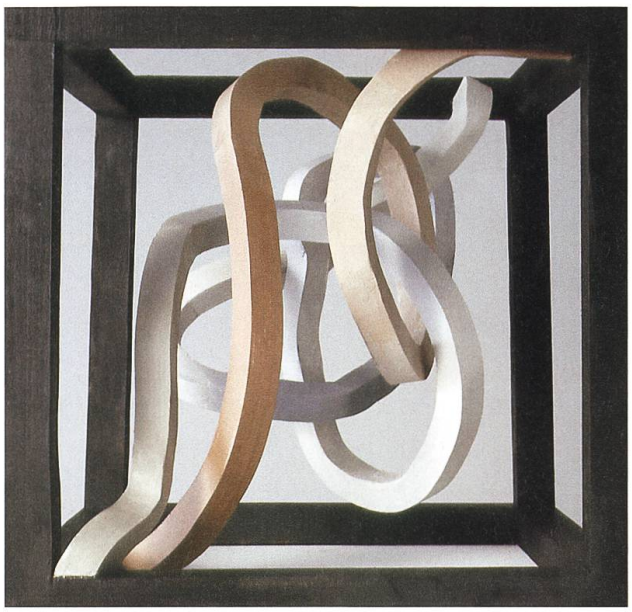
Vorerst genossen wir das gemeinsame Leben am Mittelmeer. In einem Dorf am Gestade nahe bei Barcelona verbrachten wir einen ganzen Sommer, zuerst als Mieter eines reizvollen Hüttchens, dann eines Hauses in schönster Lage.

Als wir in die Schweiz zurückkehrten, lebten wir am Arbeitsort meines Mannes in Bern. Weil ich Nidwaldnerin geworden war, konnte ich meine Werke an den regionalen Kunstausstellungen zeigen. Die Beziehungen zu Bern wurden dadurch nicht vernachlässigt.

Mein Mann arbeitete bei der SBB. In den Jahren 1960–66 erlebten wir ein wechselvolles Eisenbahnerdasein. Die Arbeitsorte waren Bern, Solothurn, Brugg, Zürich, Lyss und wieder Bern. Mit der kleinen Tochter Anna blieb mir keine Zeit für die Malerei. Doch auch als junge Mutter und Hausfrau ging mir die künstlerische Arbeit nie aus dem Kopf, und ich blieb Ausstellungen nie fern. 1970 wurde mein Mann nach Zürich gerufen, wo er bis 1975 eine neue Aufgabe betreute. Hier konnte ich wieder mehr künstlerisch arbeiten. Da tauchte zum erstenmal ein Bedürfnis nach plasti-



Bildnis meiner Mutter in Öl – 1949.



Hohlkubus mit zweifarbigen Querverbindungen. Buchenholz 2002.

scher Gestaltung auf. Ich bekam ein schönes Atelier, nachdem ich bis dahin meinen Arbeitsplatz im Schlafzimmer hatte. Da entdeckte ich den Werkstoff Holz, vorerst als Relief. Ich stellte in den Züspa-Hallen aus und konnte dem Kanton und der Stadt Zürich und Brown-Boveri einige Holzreliefs verkaufen. 1975 hatte Diego eine neue Aufgabe in Bern zu übernehmen. Der Haushalt wurde wieder in unser Berner Heim gezügelt.

Inzwischen war unsere Tochter selbständig geworden. Sie bewies es damit, wie sie es ganz allein an die Hand nahm, ihren Rückstand gegenüber dem bernischen "Frühfranzösisch", mit Nachhilfestunden rasch aufzuholen.

1980 begann ich neben den Holzreliefs mit einer neue Art Malerei: den "Hudlen". Dies sind meist grossflächige, lose hängende Tücher, die mit einem engmaschigen Gestrichel auf einem mit ineinander übergehenden Farben gehaltenen Grund gestaltet sind. Übrigens sind es meist alte Leintücher, die so ihre neue Bestimmung finden. Jeder dieser "Hudel" hat einen anderen Klang und eine andere Aussage. Viele konnte ich 1985 im hiesigen Chäslager zeigen.

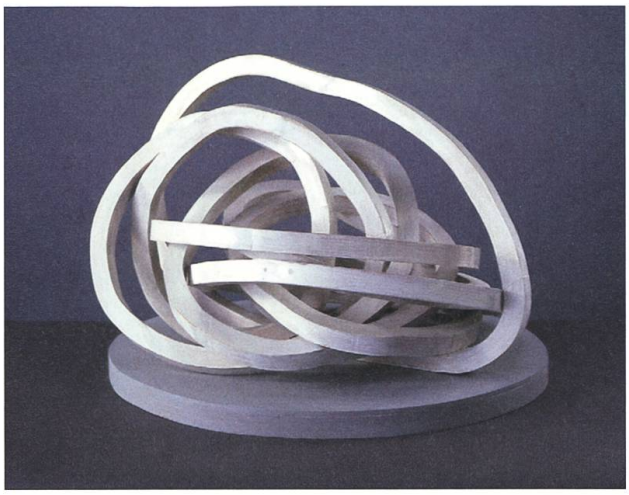
Nachdem mein Schwiegervater im Januar 1980 gestorben war, richteten wir uns zuerst in der "Waschhütte" eine kleine Wohnung ein. Später wurde das grosse Haus geräumt. Dort habe ich Leintücher in "Hudel" verwandelt.

Es folgte eine Gesamtrenovation, um vermieten zu können. Diese Aufgabe bedeutete für mich eine sehr grosse zusätzliche Arbeit. Es war aber auch eine sehr sinnvolle Aufgabe, die unseren Umkreis in Stans festigte. Ich kam in Kontakt mit vielen Einwohnern und lernte manche der hiesigen Künstler kennen und schätzen.

Als im Herbst 1994 mein Mann pensioniert wurde, liessen wir uns in Stans nieder, behielten aber unser Haus in Bern, nicht nur, um die alten Freunde nicht ganz zu verlieren, sondern auch weil unsere Habe im Stanser Haus nur Platz gefunden hätte, wenn wir die uns lieben Mieter vertrieben hätten.

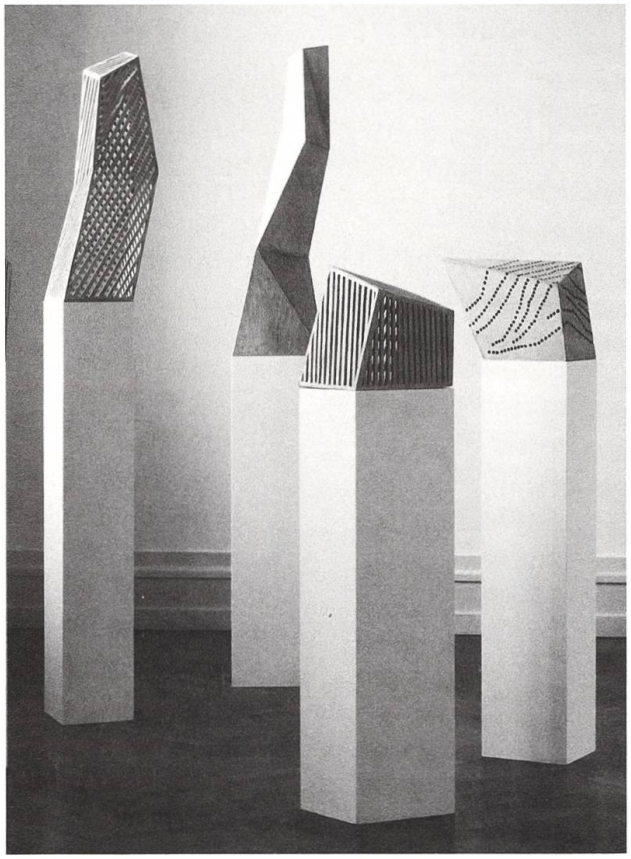
In Stans mehrheitlich zu Hause, durfte ich nun erst recht erleben, wie gut ich von allen Seiten aufgenommen wurde und noch werde. Zuerst denke ich dabei an meine Künstlerkollegen,

«Personnage II», einer meiner 1997 entstandenen Türme.
Höhe 2.20 m.



«Knäuel» 2003, Buchenholz verleimt und geschliffen. Einer meiner letzten Arbeiten.

deren Schaffen ich interessiert und fasziniert verfolge. Zu den Künstlerkollegen zähle ich hier auch Urs Sibler, den grossen Kenner des heutigen Kunstschaffens mit kompetentem Urteil. Gut aufgenommen als Zugehörige fühle ich mich auch von den Nachbarn und weiteren Stansern. Zu den letzteren gehören auch die einfallsreichen

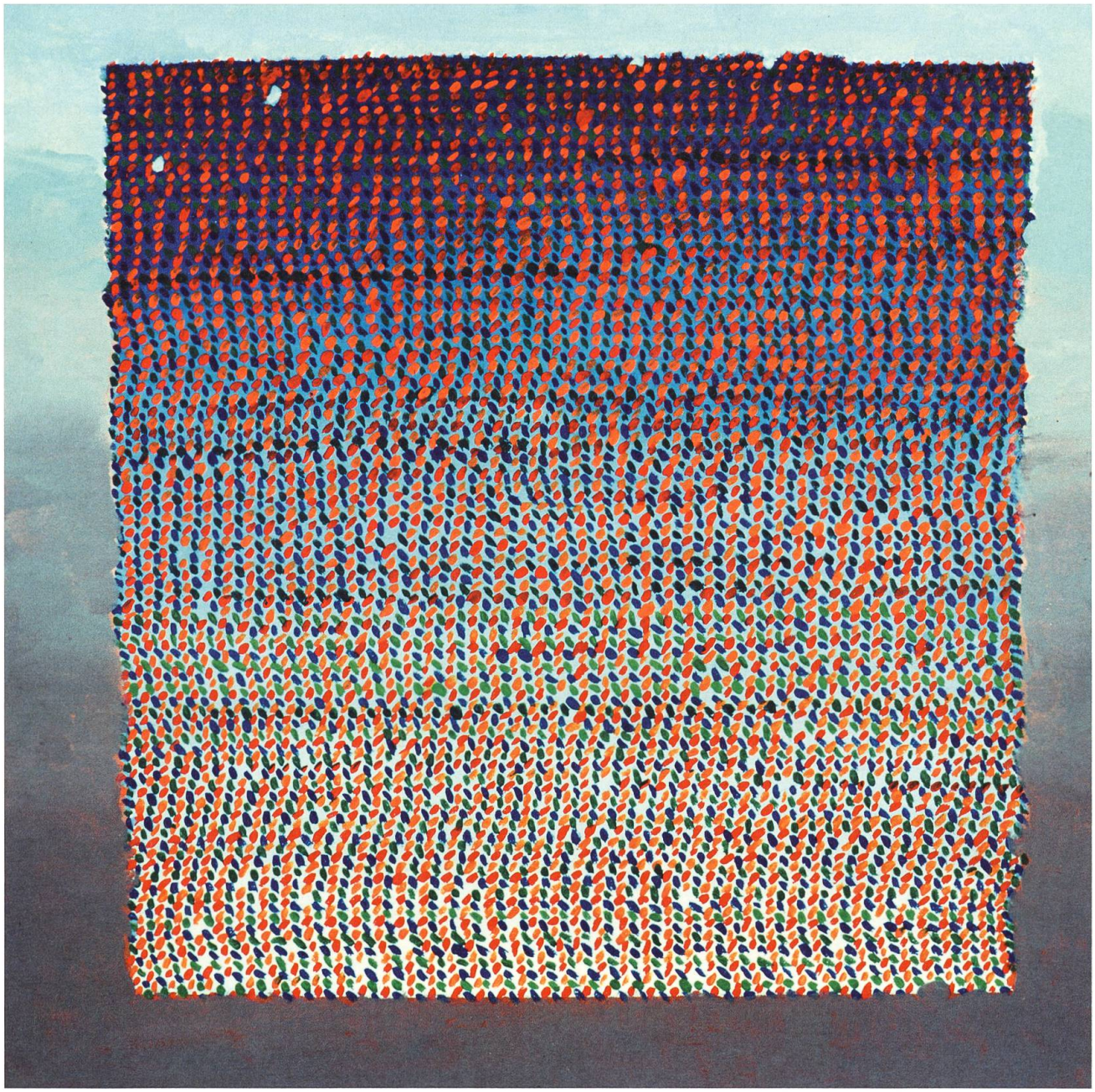


«Objekt auf viereckiger Basis». Detail aus der Ausstellung in der Kunsthalle Bern 2001.

Nimmermüden, die mich im Juni innert zweieinhalb Tagen in einer Sänfte sitzend vom Rathaus bis aufs Stanserhorn hinauftrugen. Das war eine Unternehmung, wie sie in ihrer Skurrilität denen vom UGR (Unüberwindlicher Grosser Rat in Stans) in den Sinn kommen könnte. Im Wiiberriich des Grossen Rates habe ich das Amt einer Kuratorin der Nidwaldner Eiche im Schloss Vauconcort in der Franche Comté inne. Dieses Amt verlangt, dass ich jährlich den Zustand des Baumes kontrolliere und diesen mit Nidwaldner-Wasser tränke und mit Nidwaldner Kompost nähre.

Ein Wort über unsere Tochter, die bei mir immer eindeutig den Vorrang hatte, auch wenn mir meine Arbeit sehr am Herzen lag. Sie ist mit dem Historiker André Holenstein, Ordinarius für Schweizer Geschichte an der Universität in Bern verheiratet und verbringt mit ihren zwei heranwachsenden Mädchen, jeden Winter und jeden Sommer einige Tage in Stans. Alles, was mit ihr zusammen hängt, ist ein reines unverdientes Glück. An ihre Geburt erinnert einer der ersten Nussbäume, die jetzt auf der Tottikonmatte wieder zu sehen sind.

Seit wir 1994 nach Stans zogen, kann ich ausschliesslich der künstlerischen Arbeit nachgehen. Ich hatte schon 1990 mit den Türmen den Schritt zur freistehenden Plastik getan. Es sind feingliedrige Holzkonstruktionen, die alle auf einer Spirale basieren und in unterschiedlichster Art bis in die Höhe von zwei bis drei Metern wachsen. Ich machte neben "Hudeln" und Tüchern 25 solcher Türme, die ich dieses Jahr im Salzmagazin alle ausstellen darf. Auch die verkauften werden für die Ausstellung zurückgeholt. Zu sehen waren meine Türme in der Ausstellung, welche die Kulturkommission des Gemeinderates aus Anlass meines 80. Geburtstages im Jahr 2000 im Spritzenhaus veranstaltete. Ein Geburtstagsgeschenk, wie ich es mir schöner nicht hätte vorstellen, können. Im Jahr 2000 war die Phase der Türme abgeschlossen. Dann entstanden andere Gestaltungen: Endlosschleifen, Objekte auf viereckiger Basis, prismatische Säulen und Knäuel. Dazu sagt die Kunsthistorikerin Anneliese Zwez: "So bringt die Künstlerin in ihren Arbeiten, mit der Zeit aus der sie kommt etwas mit, das verloren gegangen ist und doch in keiner Weise veraltet wirkt, sondern heiter und frisch."



«Hudel», Farbgespinst – 1990.

Es ist offensichtlich, dass bei mir heute die Malerei gegenüber den plastischen Gestaltungen zurückritt. Das sind Dinge, die ich gar nicht so im Griff habe; es entsteht einfach. Ich bin sehr glücklich, dass ich nun im Alter noch meinen Beruf als Künstlerin ausüben darf. Ich arbeite täglich und sehe noch viele Ziele vor mir, die ich aber nur mit sehr viel Arbeit glaube erreichen zu können.

Meine Gesundheit ist dank den täglichen "Tibeter-Übungen" recht robust. So konnte ich, seit jeher eine "Wasserratte", 1994 von Beckenried aus schwimmend meinen Geburtsort Gersau aufsuchen. So kommt hier am Ende des kleinen Lebenslaufes mein Anfang – Gersau – wieder zu Wort.